

1.4 Pierre-Luigi Dubied: Das Leben interpretieren

Der Pfarrer, ein exemplarisch Glaubender . . .

In einem kleinen Büchlein, das in deutscher Übersetzung unter dem irreführenden Titel „Die Krise des Pfarramtes als Chance der Kirche“ erschienen ist, entfaltet der Lehrer für praktische Theologie an der Universität Neuchâtel, Pierre-Luigi Dubied, sein Verständnis des Pfarrberufes: „Le pasteur: un interprète“. In seiner Darstellung muss man sich durch Formulierungen kämpfen, die nicht bis ins Letzte geklärt sind. Dann aber finden sich in diesen Überlegungen Aussagen von aussergewöhnlicher Tiefe und Praxisnähe. Dubied fasst ins Wort, was ein, zwei Generationen lang viele Pfarrer in ihrem Selbstverständnis getragen – und den Entwicklungen der Zeit gegenüber ratlos gemacht hat.

Dubied schöpft aus den Einsichten der frühen dialektischen und der existentiellen Theologie und kann so den als krisenhaft erlebten Zuständen im Pfarramt eine positive Bedeutung abgewinnen. Die drei Hauptkapitel seines Buches schließen jeweils mit einer Auslegung einer paulinischen Briefstelle, in der sich die vorher dargelegten Krisensymptome und vorgeschlagenen Mittel zur Krisenbewältigung in verdichteter Weise spiegeln³⁰⁶. Zwar betont Dubied gegenüber Autoren wie Lohse, Leuenberger und vor allem J. J. von Allmen, dass es nicht möglich sei, eine „zeitgemässe Lehre des Pfarramtes direkt aus der Schrift abzuleiten“³⁰⁷. Aber er kann und will nicht verleugnen, dass seine Wahrnehmung geleitet ist von einer bestimmten neutestamentlichen Sicht des Daseins, oder genauer noch von einem Lebensverständnis, das durch Kierkegaards Lektüre des Neuen Testaments geprägt ist und das sich Dubied durch Bultmann, Käsemann und Gerd Theissen vermittelt als stimmig erwiesen hat³⁰⁸.

In dieser Wahrnehmung erscheint die Realität des Pfarrberufes sehr anders als bei Vater und Sohn Schwarz. Es ist keine „Lust Pfarrer zu sein“³⁰⁹. Vielmehr ist heute „die soziale Stellung des Pfarrers zwiespältig und unbehaglich“, das „zunehmende Auseinanderklaffen“ von dem „Pfarrerbild in der Gesellschaft und dem

³⁰⁶ Eingeführt werden 1.Kor 4,1-13; 2.Kor 12,1-10 u. Röm 7,7-23.

³⁰⁷ A.a.O., S. 14f.

³⁰⁸ A.a.O., S. 116ff.

³⁰⁹ S. o. Anm. 98

Bewusstsein, das dieser von sich selbst haben will“, „wird als schmerzlich erfahren und führt bei Pfarrern abwechslungsweise zu Schuldgefühlen und aggressiven Reaktionen“³¹⁰. „Objektiv gesehen befindet sich der Pfarrer unter dem Blickwinkel seiner Identität heute meist in einer zwiespältigen, ja geradezu unhaltbaren Situation.“³¹¹ „Er kann nur mit Angst reagieren, die leicht in zwanghafte Selbstbezogenheit oder Flucht vor sich selbst ausarten kann“³¹². Mit solchen apodiktischen Aussagen über die Situation des Pfarrers will Dubied nicht sagen, dass alle oder dass auch nur die überwältigende Mehrzahl der Pfarrer sich selber so sehen und fühlen. Er bezieht sich nicht auf soziologische oder psychologische Untersuchungen und bemüht sich wenig um empirisches Belegmaterial³¹³. Dass Kirche und Pfarramt in einer Krise sind, ist nicht ein Ergebnis seiner Erörterungen, sondern ihr Ausgangspunkt, der ihm von der theologischen und gesellschaftskritischen Literatur eher zu selbstverständlich vorgegeben ist³¹⁴.

Denn tragend für seine Darstellung sind nicht empirische Realien, sondern die theologischen Annahmen der hermeneutischen Theologie, wie sie seit der Mitte des 20. Jahrhunderts das Denken der Pfarrer geleitet haben. Mehr als er seinen Lesern deutlich macht, ist Dubieds Analyse von Prämissen geprägt, wie sie Bultmann und seine Schüler aus dem Neuen Testament gewonnen haben. In dieses Verständnis kann er Beobachtungen und Erfahrungen der Zeit integrieren, so dass eines das andere erhellt.

Grundlegend ist dabei die Annahme, dass ein Mensch zu seiner wahren Identität findet, wenn er nicht geleitet ist von der „Begierde“ (Röm 7,7f.), seine Identität selber zu gewinnen und zu erhalten. Dubied formuliert es negativ: „Der Wunsch, sich die eigene Identität wie eine feste und festgelegte Sache anzueignen, erspart uns die schwierigste Aufgabe des Lebens“³¹⁵. Seine Identität findet der Mensch vielmehr, paradox, wenn er es aus der Hand gibt, sie selber zu festigen, und sie neu empfängt als ein reines Geschenk. Im Hintergrund dieser Annahmen klingen die Worte Jesu: „Wer sein Leben erhalten will, wird es verlieren. Wer es aber verliert um meinetwillen, wird es erhalten“ (Lk 9,24). Wird diese Wahrheit auf den Pfarrer und sein Amt angewandt, heisst das:

„Vor Gott und durch Gott ist der Pfarrer aufgerufen, auch diese von seiner Situation angeblich aufgezwungene zwanghafte Selbstbezogenheit oder die Flucht vor sich selbst aufzugeben. Er kann so sein, wie er wirklich ist, in seinen Widersprüchen und Konflikten.

³¹⁰ A.a.O., S. 21

³¹¹ A.a.O., S. 173. Ähnlich schon zwanzig Jahre vorher z.B. G. Krusche (WPKG 61, S. 30).

³¹² A.a.O., S. 169

³¹³ Die Zahlen, mit denen er den Abschnitt „Pfarrersein in der Krise“ einleitet, schöpft er aus den Untersuchungen Dahms und Spiegels und einem Arbeitspapier „einer Gruppe von Pfarrern und Diakonen der Waadt (Schweiz)“ aus dem Jahre 1984 (a.a.O., S. 99ff.).

³¹⁴ Er zitiert D. Rössler, M. Josuttis und P. Ricoeur (a.a.O., S. 16.18.21.23).

³¹⁵ A.a.O., S. 116

Er sieht die Gestalt Christi vor sich, der seine eigene Erfahrung totalisiert und der ihn einlädt, nur das zu sein, was er ist. In diesem Sinne ist Christus Therapeut. Seine Identität in der Welt ist in Konflikt, erreichbar ist sie nur durch eine Interpretation – etwa jene des Hauptmannes beim Kreuz (Mk 15,39). Als Dissident manifestiert er die Spannung der gläubigen Identität, zu der alle Zeugen gerufen sind. Als Therapeut investiert er die eigene Identität in seine Beziehung zu den Menschen; er eröffnet ihnen die Möglichkeit der eigenen Identifikation. In seiner Nachfolge ist die Polemik des Apostels Paulus für jeden Gläubigen exemplarisch³¹⁶.

Der Pfarrer erlebt, erleidet und erkämpft also in verdichteter Weise, was die Aufgabe und Not eines jeden glaubenden Menschen ist. Er sieht sich in Konflikte gestellt und macht die Erfahrung, dass er diese aushalten, ja, dass er durch sie in seiner Identität gefestigt werden kann dadurch, dass er Christus vor Augen hat und dieser heilend an ihm wirkt. Diese Heilung besteht nicht etwa darin, dass er die Krisen dauerhaft überwinden und in seiner Person so etwas wie eine innerlich heile Welt aufrichten kann. Sondern sie besteht darin, dass er sich selber inmitten der inneren und äusseren Anfechtungen als angenommen und geliebt erfährt.

Mit solchen grauschwarzen Tönen aus der existentialistischen Philosophie entwirft Dubied das Bild eines Pfarrers, der sein Amt ohne Sentimentalitäten und ohne Ausflüchte auszuüben vermag. Der Pfarrer ist „der ‚ideale Mensch‘, der niemand anders als Jesus Christus selbst ist“, hatte der grosse Lehrer der französischsprachigen Schweizer Kirchen, Alexander Vinet, gelehrt. Diesen umfassenden Anspruch weist Dubied zurück und nimmt ihn dann „in einem ganz präzisen Sinn“³¹⁷ und in einer unvermittelt wieder sehr hohen Bedeutung neu auf. „Der Pfarrer ist ein besonders exponiert Glaubender“³¹⁸; „er verkörpert das Identitätsproblem eines jeden Menschen im grösstmöglichen Ausmass“³¹⁹. Gerade so ist er der Mensch schlechthin. Denn „der Mensch ist ein hermeneutisches Wesen“, er muss die Interpretationsarbeit stets von neuem angehen³²⁰, skandiert Dubied die Grundüberzeugung der existentialistischen Theologie. Sie lässt ihn den Pfarrer und sein Amt in das Zentrum des Humanen gestellt sehen, das gleichzeitig auch das Zentrum des recht verstandenen christlichen Glaubens ist. Und dies in einem so massiven Sinn, dass Dubied sich gegen ein klerikales Missverständnis abgrenzen muss: „Damit will ich nicht sagen, die Pfarrer allein würden in der heutigen Zeit den Apostel verkörpern. Aber sie haben dessen Auftrag übernommen, und wie Paulus sind sie durch ihre Berufung exponiert, stärker exponiert als andere Gläubige.“³²¹ Solche Aussagen sind hart an der Grenze, wo das theologi-

³¹⁶ A.a.O., S. 170f.

³¹⁷ A.a.O., S. 94

³¹⁸ A.a.O., S. 119

³¹⁹ A.a.O., S. 71

³²⁰ A.a.O., S. 178

³²¹ A.a.O., S. 158f.

sches Pathos zu hoch greift. Kierkegaard jedenfalls hätte sie kaum unwidersprochen gelassen. Ist ein gesichertes Amt tatsächlich der Ort, an dem die persönliche Lebenshingabe, wie sie die Apostel verkörpern, von neuem Gestalt gewinnt?

... das heisst, ein intellektueller Existentialist

Dubied liegt es fern, von den „häretischen Strukturen“³²² der Pfarrerkirche zu sprechen, wie Michael Herbst das tut. Er sehnt sich nicht nach Brüdern und Schwestern, die das Pfarramt mittragen. Er zeichnet keine dogmatisch zu fordernde Kirche auf das Reissbrett einer postulierten Zukunft. Er nimmt vielmehr die Realität, wie sie ist, und tut, was hier und jetzt für einen theologisch gebildeten Menschen machbar ist: er interpretiert diese Realität. Dabei fliesst aus dem allgemeinen Zuspruch des Evangeliums und der Aufforderung zur Selbstannahme³²³ auch der spezifische Zuspruch an den Pfarrer, „sich selbst so zu akzeptieren, wie er ist“³²⁴. Das aber heisst für Dubied zentral, dass sich der Pfarrer selber als einen „Intellektuellen“ bejaht. Der Glaube gibt dem Pfarrer die „Kraft auch, seine Identität als Interpret, also die wenig beneidenswerte Identität des Intellektuellen, anzunehmen.“³²⁵ Sein „Handwerkszeug“ ist vornehmlich das Wort. Eindringlich weist Dubied darauf hin, wie sehr der Pfarrer sich selber, seiner Stellung und seinem Auftrag schadet, wenn er das Intellektuelle abwertet und die Bedeutung seiner universitär erworbenen „theologischen Kompetenz“³²⁶ relativiert. „Der Pfarrer verliert (...) den wesentlichsten Teil seiner beruflichen Identität, wenn er sich selbst die Qualität als Theologe abspricht“³²⁷. Auch wenn man im Pfarrer zu Recht einen Kommunikator, Moderator oder Animator sehen kann, so ist doch die theologische Qualifikation der „Brennpunkt“ aller dieser ihm „auch noch zuerkannten Funktionen“³²⁸. Gerade anderen kirchlichen Mitarbeitern gegenüber kann der Pfarrer nur dann innerlich frei bleiben, wenn er dieses Proprium wahrt. Der Diakon z. B. „verfügt häufig über mehr praktische Fähigkeiten als der

³²² S. o. Anm. a28. Dubied warnt vielmehr vor zwei möglichen Irrwegen im Pfarrberuf: Wer als „Funktionär“ sich der Reform der Kirche verschreibt, verliert seine Kraft und Zeit im Bemühen um „Kommissionen, Ausschüsse, Konvente und Organismen“, den „Widerstandskämpfer“ dagegen „erwartet in jedem Moment die Sackgasse der Utopie“ (a.a.O., S. 145).

³²³ A.a.O., S. 74

³²⁴ A.a.O., S. 111

³²⁵ A.a.O., S. 167. Mit diesem Anliegen trifft sich Dubied mit demjenigen Grözingers, der die Pfarrer vermehrt wieder als dezidiert intellektuelle den Dienst der Erinnerung tun lassen möchte (Die Kirche – ist sie noch zu retten, S. 134ff.).

³²⁶ A.a.O., S. 123. Er definiert „theologische Kompetenz“ mit Rössler und Herms als die Fähigkeit, seine Ziele aufgrund einer Orientierung an bewährten theologischen Einsichten zu erreichen (a.a.O.).

³²⁷ A.a.O., S. 133

³²⁸ A.a.O.

Pfarrer“. Legt der Pfarrer keinen Wert auf sein theologisches Profil und versucht dann doch, „seine Stellung dem Diakon gegenüber zu wahren“, kann es „zu einer Art Dialektik der Herr-Sklave-Beziehung kommen“, oder man wählt – in der Kirche üblich – „den Diskurs der Verwirrung“ statt den Konflikt³²⁹. Zuträglich ist der Kirchgemeinde nichts davon.

Indem er den Pfarrer auffordert, „die Identität des Interpreten zu übernehmen“³³⁰, wendet sich Dubied auch gegen die weit verbreitete Vorstellung, dass es die vordringlichste Aufgabe des Pfarrers sei, zuzuhören. „Die heute tätigen Pfarrer verstehen sich eher als Menschen, die zuhören, denn als Menschen, die Behauptungen aufstellen“³³¹. Das sei einerseits verständlich, da in der Vergangenheit tatsächlich vieles „ohne Rücksichtnahme auf die Hörschaft proklamiert wurde“; es zeige aber andererseits auch eine Neigung, der Verantwortung auszuweichen und sich der Aufgabe, in die man hineingestellt ist, zu entziehen. Ein Pfarrer, der nur zuhört, verliert sein Proprium und erscheint als ein Mensch, der dasselbe tut wie Psychologen, Psychotherapeuten und Sozialarbeiter, nur weniger kompetent³³². Wollen die Pfarrer vielleicht deshalb „nur noch professionell zuhören“, fragt Dubied herausfordernd, „weil sie nichts Spezifisches mehr zu sagen haben“³³³?

Der Pfarrer aber, der seine Verantwortung als Interpret wahrnimmt, ist nicht nur dekorativ tätig und muss nicht befürchten, dass sein Dienst, etwa bei Amtshandlungen, dauerhaft missbraucht wird³³⁴. Vielmehr lässt sich seine „Interpretationsarbeit“ verstehen als eine „symbolische Handlung“, durch die sich die Wirklichkeit verändert. Dubied zitiert P. Bourdieu, der diese Tätigkeit mit einer bewusst provozierenden Wortwahl einordnet in eine allgemeine anthropologische und soziologische Sicht und ihr so - ohne über das inhaltliche Recht zu urteilen – ihre Wirksamkeit attestiert: „... es sind Leute, die sich bemühen, die Sicht der Welt zu manipulieren (und dadurch die Praxis zu verändern), indem sie die Struktur der (natürlichen und sozialen) Weltwahrnehmung, die Wörter und durch die Wörter die Konstruktionsprinzipien der gesellschaftlichen Realität manipulieren (...). Alle diese Leute, die sagen wollen, wie die Welt gesehen werden muss, sind professionell Tätige einer Form magischen Handelns. Dieses Handeln zeitigt durch Wörter, die fähig sind, zum Körper zu sprechen, zu ‚berühren‘, zu sehen und zu verstehen zu geben, durchaus reale Wirkungen, Aktionen.“³³⁵ Das Wort

³²⁹ A.a.O., S. 124

³³⁰ A.a.O., S. 133

³³¹ A.a.O.

³³² A.a.O.

³³³ A.a.O., S. 134

³³⁴ A.a.O., S. 94f., vgl. S. 96 die widersprüchlichen Erwartungen an den Pfarrer, die „alle Voraussetzungen einer Mystifikation erfüllen“.

³³⁵ A.a.O., S. 130, Anm. 8

wirkt. Es gibt keinen triftigen Grund, davon möchte Dubied die Pfarrer überzeugen, dem Wort zu misstrauen und es mit zusätzlichen Aktivitäten wirkmächtig machen zu wollen.

Dubied führt das unter Berufung auf eine (eher randständige) humanwissenschaftliche Erkenntnis aus. Das zeigt, dass das Vertrauen in die Wirkkraft des Wortes keineswegs breit abgestützt ist in modernen Erkenntnissen. Auch unter den evangelischen Pfarrern ist der Zweifel an der Macht des Wortes schon fast eine Selbstverständlichkeit. Das Gefühl, mit seinem Bemühen um das rational verantwortete Glaubenswort in einen Leerraum zu greifen, ist weit verbreitet. Dubied reflektiert nicht weiter darüber, wie das zu erklären ist. Sein eigener Versuch, von der Wirkkraft des Wortes zu überzeugen, ist originell, aber entfaltet für die Praktiker kaum eine unmittelbare Evidenz.

Auch der kirchlichen Ordnung gegenüber leitet Dubied die Pfarrer an, das zu tun, was sie tun können: diese Ordnung existentialistisch zu deuten. Die Pfarrer können sich in ein notwendiges dialektisches Gegenüber zur Gemeinde gestellt sehen. „In der christlichen Gemeinde [sind] alle Interpreten, der Pfarrer aber [ist] derjenige, der für die strengen Methoden der Interpretation ausgebildet worden ist und sich jenes Wissen angeeignet hat, das den Prozess zu begleiten erlaubt (...). Er manipuliert die Kommunikation, aber nicht ohne sich im gleichen Zug darüber auszuweisen, dass er imstande ist, über diese Manipulation Rechenschaft zu geben.“³³⁶ Der Pfarrer leistet den Dienst der Reflexion und kann diesen Dienst kritisch reflektieren. Er hat seine Sonderstellung in der Gemeinschaft der Glaubenden durch das methodische Rüstzeug, das er in seiner universitären Ausbildung erworben hat. Die Arbeit der kritischen Exegese, aber auch eine professionell eingeübte Aufmerksamkeit, eine Vertrautheit mit den Regeln der Kommunikation und das Beachten der wechselnden Kontexte ermöglichen es ihm, die Interpretation des Glaubens vor dem Abgleiten in subjektive Hirngespinnste zu bewahren. Man könnte Dubied interpretieren und sagen, dass der Pfarrer für ihn der Garant ist für die Verbindung von allgemein menschlicher Weltwahrnehmung und spezifisch christlicher Weltdeutung, oder anders gesagt: dass der Pfarrer die akademischen Standards der Überprüfbarkeit von Aussagen auf dem Feld der persönlichen Weltdeutung ins Spiel bringt. Dubied betont zum einen, dass der Pfarrer die Subjektivität einer *Glaubensdeutung*, zum andern, dass er dies in einer objektivierenden Form vertritt. Er ist gehalten, „die vorgebrachten Behauptungen ständig zu kontrollieren, denn er ist einer Art Objektivität, Distanz und Allgemeingültigkeit unterworfen (...). Er behauptet nichts, ohne in der Lage zu sein, seine Aussagen mit Argumenten exegetischer, historischer und dogmatischer Natur zu untermauern.“³³⁷ Der Pfarrer vertritt also die Standards einer wissenschaftlichen Methodik,

³³⁶ A.a.O., S. 131

³³⁷ A.a.O., S. 131f.

durch die das Denken und Wollen versachlicht, distanziert und kontrollierbar gemacht wird. Gerade so soll er eine Wahrheit vertreten, die nach dem Verständnis der existentialistischen Philosophie in einer höchsten Verdichtung der Subjektivität ihre Erfüllung findet.

Wie verhalten sich diese beiden Ansprüche an den Pfarrer zueinander? Besteht nicht die Gefahr, dass die objektivierende Methodik den persönlichen Glauben breitschlägt und sterben lässt, oder dass die subjektive Entschiedenheit den Glauben ablöst von seinem universalen Anspruch und ihm im Getto einer bürgerlichen Romantik ein privates Reduit bereitet? Über diese Fragen reflektiert Dubied nicht. Was Wilhelm Löhe als eine der Hauptgefährdungen der pfarramtlichen Praxis zu erkennen meint, dass nämlich Kanzel und Katheder verwechselbar werden³³⁸, ist für Dubied kein Thema. Er empfindet es offenbar nicht als ein Problem, wenn in seiner Darstellung der Pfarrer als ein kleiner Theologieprofessor erscheint, der in seiner Gemeinde auf einer niedrigeren Abstraktionsebene dasselbe tut wie sein Lehrer an der Universität.³³⁹ Der Pfarrer macht „auf dem Hintergrund des Evangeliums Angebote zur Wirklichkeitserhellung“³⁴⁰, schreibt Dubied, und spitzt diese Aussage antiklerikal zu: den Pfarrer zeichne es aus, dass ihm im Unterschied zu anderen, ähnlichen Angeboten bewusst sei, dass er kein „Monopol des religiösen Wissens für sich beanspruchen kann“ und wisse, dass letztlich „der Glaube“ zählt, „der nicht messbar ist“. „Das verleiht ihm die Weisheit, seine Autoritätsansprüche zu mässigen“³⁴¹. Der Pfarrer ist ein akademischer Lehrer, der Deutungsangebote macht, wobei offen bleibt, wer diese Angebote wann in Anspruch nehmen wird. An dieser Stelle müsste sich Dubied zumindest einen Moment lang die Frage stellen, was denn einen Pfarrer von einem akademischen Theologen unterscheidet. Schon ein flüchtiger Gedanke macht vieles deutlich: der Pfarrer begegnet, anders als seine akademischen Lehrer, nicht nur Menschen, die ihr Selbstbewusstsein vornehmlich durch intellektuelle Einsichten aufbauen. Es steht ihm kein Prüfungssystem zur Seite, mit dem er eine elementare Bereitschaft zum gedanklichen Mitgehen erzwingen könnte. Usw. Solche Unterschiede spielen in den Überlegungen Dubieds keine Rolle. Ähnlich wie Wolfgang Steck und Godwin Lämmermann³⁴² versucht er nicht mehr zu leisten, als dem Pfarrer einen zentralen Platz in der modernen, selbstreflexiven, bürgerlich liberalen Gesellschaft zuzuweisen.

Bei Dubied ist diese Deutung ungewöhnlich tief. Insbesondere versucht er, die sozialen Auswirkungen der pfarramtlichen Existenz in Erinnerung zu rufen, die nach seinem Verständnis womöglich still, aber gerade deshalb umso mächtiger

³³⁸ Der evangelische Geistliche, Nr. 5, S. 26f.

³³⁹ Vgl. Die Krise des Pfarramts, S. 133

³⁴⁰ A.a.O., S. 132

³⁴¹ A.a.O.

³⁴² U. Teil 2, Anm. 445

sind. Dazu erwartet er von den Pfarrern, dass sie im Hinblick auf diese tieferen sozialen Wirkungen die oberflächlichen Kränkungen aushalten, ja, dass sie aus diesem Negativen die geistliche Kraft für ihren Dienst zu ziehen vermögen. Es soll so sein, schreibt Dubied, dass das Selbstverständnis des Pfarrers sich „erneuert und nährt (...) an der zeitgenössischen Leere“³⁴³ einer Gesellschaft, die keine geistige Substanz mehr hat und deshalb alles Nichtmaterielle nur in seinen moralischen und ethischen Dimensionen zur Kenntnis zu nehmen vermag. Die moderne Gesellschaft achtet, was sich verrechnen lässt, und darüber hinaus scheint es nichts zu geben als einen Leerraum, den man mit „geistigen Werten“ und idealistischen Imperativen zu füllen versucht. Da ist es eine heilsame Irritation, wenn in diesem Leerraum ein leibhafter Mensch, ein Pfarrer, auftaucht. „Er ist auch insofern der Vertreter des menschlichen Lebens, als er für sich und die anderen jenen Widerspruch bekämpft, auf den man ihn, und mit ihm die Kirche, reduzieren will.“ Wenn er diesen Widerspruch bekämpft, tritt er „zugleich für ein würdigeres Leben jedes Individuums ein. Das heisst, dass die heutige Situation des Pfarrers direkt oder indirekt auch soziopolitische Komponenten in sich trägt. ... Wenn sich der Pfarrer den Imperativen der instrumentellen Vernunft und der Tyrannei des Utilitarismus, der sich seiner bedienen will, widersetzt, erhebt er einen vom Respekt vor dem Menschen getragenen Protest gegen jenen Lebensstil, der alle Ohnmachts- und Negativitätsmanifestationen verneinen und verdrängen und ihn noch dazu in die Bewältigung dieser Erscheinungen einbinden will.“³⁴⁴

Der Pfarrer ist herausgenommen aus einer Gesellschaft, die das spirituelle Leben zu einem Anhängsel degradiert³⁴⁵. Wenn er sich weigert, sein Wirken auf die sogenannten „Randgruppen“ und die Grenzerfahrungen des Lebens zu reduzieren, kämpft er recht verstanden für ein wahrhaft menschliches Leben aller seiner Zeitgenossen, dafür nämlich, dass die Erfahrung der Hilflosigkeit, Angst und Schuld nicht verdrängt, sondern mit einer nüchternen Liebe wahrgenommen wird. Er kämpft für die Integrität des Lebens, das auch Ohnmacht, Niederlagen und Krankheiten beinhaltet. Anders, unscheinbarer, umfassender und alltäglicher als Josuttis sieht Dubied die Pfarrer so in einen tiefen soziokulturellen Kampf gestellt. Es ist ihre Aufgabe, in allen Bereichen des Lebens das unheilvolle Ausgrenzen zu begrenzen. Der Pfarrer „verkörpert die geistliche Entfremdung“, schreibt Dubied, und vergleicht seine Existenz mit der des Clowns. „Er wirft die Menschen auf sich selbst zurück ... , verweist ... sie auf das Jenseits seiner selbst und ihrer selbst“³⁴⁶. Damit bringt Dubied etwas zum Klingen, das in einer scheinbar ent-

³⁴³ A.a.O., S. 88, insbes. Anm. 5

³⁴⁴ A.a.O., S. 94.f., vgl. u. Teil 2, Selbstüberhöhung und Selbstgefährdung der liberalen Gesellschaft

³⁴⁵ A.a.O., S. 71f.

³⁴⁶ A.a.O., S. 179.181. Denselben Vergleich macht auch H. Faber, WPKG 61, S. 218f.

gegengesetzten und doch vergleichbaren Weise J.J. von Allmen in Worte gefasst hat, wenn er so weit geht, vom Pfarrer als einem „Stellvertreter, man könnte sogar sagen ‚Sakrament‘ Christi für die Gemeinde“ zu sprechen³⁴⁷. Für Dubied ist es die gebrochene, scheiternde, die „gekreuzigte“ Realität des Humanen, das der Pfarrer verkörpert, wobei die Realität in dieser Realität, die wahrhafte Existenz, erst durch das interpretierende Wort greifbar wird, wie es der Hauptmann unter dem Kreuz Christi ausspricht³⁴⁸.

Das Postulat der starken Schwachheit

Wie es zu diesem interpretierenden Geschehen kommt und worin es genau besteht, bleibt in den Ausführungen Dubieds unterbestimmt. Darin liegt ihre Schwäche, die in der Ratlosigkeit vieler Pfarrer ihre Parallele hat. Dubied öffnet die Augen seiner Leser für die Gebrochenheit des Lebens und ruft zum Glauben, dass gerade den scheinbar bedeutungslosen, ja, den gescheiterten Menschen die Liebe Gottes gebührt, und dass darum gerade in der sozial geschwächten Stellung des Pfarrers ihre Würde liegt. Das ist tröstlich, und es ist zweifellos in einem tiefen Sinn wahr. Aber Dubied kann nicht sagen, wo und wie diese tröstliche Aussage sich im zeitgenössischen Leben ihr – womöglich kaum vernehmbares – Gehör verschafft, und was der Pfarrer selber dafür tun kann und tun muss, damit diese Interpretation des Lebens nicht noch weiter marginalisiert wird. Kann der Pfarrer gegen die Entwicklungen der Zeit nur eben sein deutendes Wort stellen, auch wenn dieses Wort von einer Kanzel ergeht, unter der immer weniger Menschen gelegentlich einmal Platz nehmen? Muss er es machtlos dulden, wenn dieses Wort ungehört bleibt und die Vergötzung von Erfolg und Erlebnis das kulturelle Feld immer breiter beherrschen? Oder muss er über sein Predigtwort hinaus etwas gegen diese soziale Entwicklung zu tun versuchen?

Dubied stellt solche Fragen nicht und beantwortet sie deshalb auch nicht. Er erwägt nicht, wie Ernst Lange und Vater und Sohn Schwarz, dass der soziale Resonanzboden für die Interpretation des Evangeliums vielleicht verbreitert werden kann dadurch, dass der Pfarrer Gruppen bildet, die diese Interpretation einüben und weitergeben. Eher leitet er dazu an, die Entwicklungen der Zeit zu erdulden – sei es resignativ, aus der Distanz des verkannten Sehers, oder mit der unausgesprochenen Hoffnung, dass die Entfremdung am Ende so gross wird, dass der Ruf nach einer alternativen, menschlichen Deutung des Lebens wieder an Kraft gewinnt, oder mit dem natürlichen Vertrauen, dass das Leben sich gar nicht auf

³⁴⁷ Geistliches Amt, S. 79. Vgl. die Formulierung in ähnlicher Richtung bei R. Leuenberger: „Das Amt des Pfarrers repräsentiert im kleinen die Universalität des Leibes Christi“ (Berufung und Dienst S. 77).

³⁴⁸ A.a.O., S. 171

Dauer vor sich selber verbergen und verspannen kann. In dieser Passivität kommt ein Glaube zur Wirkung, der allem zum Trotz die Gnade wie eine naturhafte Gabe ins Dasein gelegt sieht.

Das zeigt sich bei Dubied zunächst unscheinbar in einer Fülle von zuversichtlichen Indikativen, die seine Ausführungen durchziehen. Über der „stellvertretenden“ Existenz des Pfarrers leuchtet für Dubied eine wie unauslöschliche Verheissung, die mit einer menschlichen Grundstruktur zu korrespondieren scheint und in der Tiefe der Existenz dem Angebot der Liebe einen unzugänglichen und darum auch unzerstörbaren Raum bewahrt. Manchmal wechselt Dubied den Ton, verlässt die Analysen und Problemanzeigen und mündet mit seinen Ausführungen in einen unerwartet breiten Fluss verheissender Zusagen. Der seiner Stellung bewusst gewordene Pfarrer setzt „den passiv erduldeten Prozess in aktive Praxis“ um; „er kann in einen erneuerten Dialog mit seiner ursprünglichen Berufung treten“; „er kann sich nicht mehr selbst belügen“; seine Identität zeichnet sich vorläufig auf der nun entdeckten historischen Spur ab und fällt mit der inneren Geschichte seines Lebens zusammen; er „liest und erahnt das Profil seiner Identität“, und „wie jeder Glaubende betrachtet er dies nicht als seine Leistung oder als das Resultat äusserer Einflüsse“, sondern als ein Geschenk in der Gegenwart Gottes³⁴⁹. Es geschieht das Gute, es geschehen die entscheidenden Wandlungen fort von der objektivierenden Sicherheit hin zum vertrauensvollen Glauben beim Pfarrer selber! Was Dubied dem Pfarrer damit verspricht, gründet in der Verheissung, die der Apostel Paulus empfangen hat. Diese aber ist, wie Dubied mit Bultmann betont, keine allgemeine Wahrheit, sondern ergibt sich im Kampf mit dem Leiden, wie ihn der Apostel exemplarisch führt.

An diesem Punkt oszillieren die Aussagen Dubieds. Einerseits äussert er sich, als ob die Verheissung an die *conditio humana* als solche gebunden ist, andererseits spricht er unvermittelt von der „Tradition“, die dem Pfarrer eine Verheissung anbietet³⁵⁰. Wird die Verheissung mit der Tradition, die den Pfarrer einbindet, erst gültig und real, oder offenbart diese Verheissung nur, was immer schon in das Leben gelegt ist? Die Formulierungen Dubieds sind nicht eindeutig und wollen es nicht sein. Auch die Einsicht, wie es zur glaubenden Einsicht und dadurch zur Selbstannahme kommt, darf keine objektive, äusserlich greifbare Wahrheit sein. Denn die Verheissung erhält ja ihre ganze befreiende Kraft durch die Zusage, „dass in dem Leiden einer bedrohten Identität (. . .) eine *andere* Macht am Werk ist“, die Kraft des gekreuzigten Christus, die in den Schwachen mächtig ist (1. Kor 12,9).³⁵¹ Diese andere Kraft darf nicht zu einer eigenen werden dadurch, dass ich ihre Eigenart verstehend ergreife. „Diese Verheissung ist die Quelle von

³⁴⁹ A.a.O., S. 175

³⁵⁰ A.a.O., S. 80

³⁵¹ A.a.O., S. 71, Hervorhebung durch mich.

Stärke, Ironie, Humor, moderatem Egoismus und unverzichtbarer Einsamkeit“, und dies wiederum sind die Forderungen, oder besser wohl die Gaben, die Dubied für eine „gelingende“³⁵² Führung des Pfarramtes nennt. Immer wieder zentral ist dabei die Forderung nach Distanz. „Diese Fähigkeit zur Distanznahme ist einzige Garantin einer wirklichen Offenheit für Identitätssuche, Klarsicht und Bewusstwerdung.“³⁵³

Auf diese Weise wird der Glaube systematisch personalisiert. Dementsprechend bleibt dem Pfarrer keine andere Hoffnung als die, dass er selber zu einer glaubensstarken Person wird, und das heisst, paradox: dass er so stark wird, dass er die eigene Schwäche bejahen kann.³⁵⁴ Die Anweisungen des Pastoraltheologen münden aus in den frommen Wunsch, dass dem Pfarrer in seiner Person die Einsicht in die Unausweichlichkeit der Konflikte und dadurch auch die Kraft, sie auszuhalten, verliehen werde. Dass ein schwaches Individuum stark sein könnte, indem es sich an ein äusserlich vorgegebenes, „objektives“ Wort hält, ist eine Möglichkeit, die in den Ausführungen Dubieds nicht auftaucht, sondern eher bekämpft wird.³⁵⁵ Man sieht sich von Dubied deshalb noch einmal hineingenommen in das romantisch-liberale Lob der starken Persönlichkeit, nun aber mit der dialektischen Nuance, dass die wahre Stärke in der Schwachheit liege. Das reformatorische Verständnis der Verheissung Christi, dass nämlich eine wirklich schwache Persönlichkeit damit rechnen darf, dass Gottes Kraft sich als mächtig erweist durch sein *Wort*, an dem der Glaube sich festhalten darf, kommt nicht zum Tragen. Die gebrochene Amtstheologie ruft nach einem Bewusstsein des Amtsträgers, das stark genug ist, so dass es ungebrochen in seine stete Gebrochenheit zu blicken vermag. Am Ende gilt: Die Person muss leisten, was bei den Reformatoren das Wort leistet.

Damit hängt zusammen, dass Dubied sich einseitig nur gegen eine mögliche Verzerrung des Glaubens wendet. Immer wieder schärft er seinem Leser ein, dass die persönlichen Überzeugungen „vorläufig und folglich revidierbar sind“³⁵⁶. „Was ist ein für die Erfahrung undurchlässiges Überzeugungssystem anderes als eine Gruft?“, fragt er mit bildhafter Polemik³⁵⁷. Dabei gleiten die Formulierungen, mit denen er Offenheit und Flexibilität fordert, über sich selber hinaus und

³⁵² A.a.O., S. 71

³⁵³ A.a.O., S. 179, ähnlich S. 173: Man muss „die Kraft und den Freiraum finden, um die nötige Distanz zu nehmen“ u.ö. Das reformatorische „Allein“ stellt also die personale Qualität heraus, Distanz zu halten.

³⁵⁴ „Eine gefestigte personale Identität“ gibt „den Ausschlag“ (a.a.O., S. 62, ähnlich S. 36.74f.80.111.181 u.ö.).

³⁵⁵ Den einzigen „Fixpunkt“ des Glaubens verortet er mit kategorischer Schärfe „jenseits“ von allen Formulierungen (a.a. O., S. 177).

³⁵⁶ A.a.O., S. 136, ebenso S. 176.181

³⁵⁷ A.a.O., S. 51, „Die Tyrannei der Überzeugungssysteme“ beklagt er S. 180.

machen aus der Vorläufigkeit etwas geradezu Absolutes. Es kann „diese Suche nie zu Ende sein“³⁵⁸, „die Suche ist offen, das Unvorhersehbare geht ihm voraus, und *nichts* ist je zum Voraus gewiss“³⁵⁹. Das Wörtlein „nichts“ in diesem Satz ist totalitär. Es steht in deutlicher Spannung zu den Aussagen, mit denen Dubied beschreibend voraussagt, wie ein Pfarrer wahrgenommen wird und was er zu leisten hat, und es steht auch in Spannung zu den Aussagen, mit denen er die Möglichkeit einer gelingenden Amtsführung verheißt³⁶⁰. Die geforderte Offenheit wird zu einer geschlossenen Forderung. Dies, weil sich Dubied beharrlich gegen die Gefahr der Verfestigung des Glaubens wendet, ohne sich gleichzeitig auch gegen die Meinung zu kehren, der Glaube sei ein rein geistiges Fluidum. Unversehens ruht der angefochtene Glaube doch in sich, weil kein inkarniertes, weltlich und zeitlich greifbares Wort ihn verunsichert.

Das Problem bleibt Dubied nicht verborgen. Er will keiner zum Prinzip verfestigten Offenheit das Wort reden. Ausdrücklich beklagt er, dass in der Kirche ein Pluralismus herrsche, „der im Bewusstsein vieler Pfarrer einer Relativierung gleichkommt“ und den Eindruck erweckt, als sei „im abstrakten Gewäsch [!] der professionellen intellektuellen Theologie“ „alles austauschbar“³⁶¹. „Es stellt sich tatsächlich die Frage, ob sich innerhalb der Kirche die Wahrheit nicht mit jedem Tag ändert, ausser dass sie formal jedes Mal die gleiche Etikette trägt“, formuliert Dubied mit spitzem Spott und fordert demgegenüber: Die Tatsache, dass die Interpretationen ständig revidierbar sind, sei „kein Freipass für individuelle Hirngespinnste“ und rechtfertige nicht „das Kriterium der Mode“³⁶². Aber diese Kritik an der theologischen Wetterwendigkeit ist nicht wie die Kritik am Festhalten grundsätzlich motiviert. Sie durchdringt die Gedankengänge nicht mit methodischer Kraft und nimmt deshalb die hilflose Gestalt einer professoralen Schelte an³⁶³.

Aus dieser schwachen Stellung des Wortes erwächst eine grundsätzliche Passivität, die dem Pfarrer jede Möglichkeit raubt, gestaltend in die Entwicklungen der Zeit zu greifen. Wenn seine ganze pastorale Kunst ihre Erfüllung findet in der Fähigkeit, seine eigene kritische Stellung als solche zu erkennen, anzunehmen und in der sozialen Kommunikation ins Spiel zu bringen, erscheint es weder als sinnvoll noch als möglich, auf das kirchliche oder gemeindliche Umfeld einwirken zu wollen. Was er tun kann, ist, sein glaubendes Selbstbewusstsein zu schärfen – alles, was darüber hinaus ist, könnte man sagen, ist vom Üblen (vgl. Mt 5,37), eine

³⁵⁸ A.a.O., S. 112, vgl. ebenso S. 172

³⁵⁹ A.a.O., S. 137, Hervorhebung von mir.

³⁶⁰ A.a.O., S. 88 u. S. 167

³⁶¹ A.a.O., S. 142

³⁶² A.a.O., S. 143

³⁶³ A.a.O., S. 142

Form des Unglaubens, ein Versuch, sich mit äusseren Massnahmen abzusichern und so der krisenhaften Stellung zu entfliehen, in die er gestellt sein soll.

Hier zeigen sich die fatalen Folgen der existentialistischen Engführung der Gedanken, die viel dazu beigetragen hat, dass eine Generation von Pfarrern wichtige Aufgaben nicht wahrnehmen und mit realistischen Perspektiven angehen konnte. Weite und breite Themenfelder des kirchlichen Lebens blendet Dubied aus. Vor allem weiss er nichts zu sagen zu den Möglichkeiten und Gefahren, die durch die Sakramente und ihre Verwaltung durch die Pfarrer gegeben sind. Und er weiss nichts zu sagen zu dem neutestamentlichen Strom an Wörtern, die den Gläubigen nicht nur das Leid der Kreuzesnachfolge, sondern auch die Möglichkeit eines neuen Lebenswandels und einer tröstlichen Glaubensgemeinschaft verheissen (Mt 19,27ff.; Röm 1,11f.; 6,12ff.; 2. Kor 1,3ff. u. 7,13f.). Was Vater und Sohn Schwarz mit vertrauensvollem Schwung betonen, wird gar nicht erst zu einem Thema. Vielmehr wird das Gegebene nur eben interpretiert – und als gegeben genommen (mit dem Vertrauen, dass darin schon immer das Kreuz und damit auch die weltüberwindende Kraft Christi präsent sei).

An zwei Beispielen sei abschliessend veranschaulicht, in was für schwankende Unsicherheiten dadurch das praktische Denken gerät.

Dubied beobachtet, dass in den Kirchen der Reformation seit einigen Jahrzehnten die Zentralgewalt ständig auf Kosten der pastoralen Freiheit ausgeweitet wird. Er konstatiert das³⁶⁴, betrachtet diese Entwicklung teils als unvermeidbare Folge des modernen Lebens, spöttelt über ihren „Papierausstoss“³⁶⁵, warnt vor den extremen Reaktionen der Verweigerung auf der einen und der Hingabe auf der anderen Seite³⁶⁶, und fordert pragmatisch dazu auf, als Interpret „innerhalb des Apparats den Weg des kritischen Gehorsams freizumachen“³⁶⁷. Kritischer greifen die Erörterungen Dubieds zu dieser Entwicklung nicht. Er versucht weder die Gründe für die nach seinem Urteil bedenklichen Veränderungen zu erhellen, noch zieht er in Erwägung, mit welchen Mitteln sie sich korrigieren liessen. So haben die fein gesponnenen, programmatisch fragilen Einsichten einen grossen Anteil daran, dass im kirchlichen Leben die pastoralen und theologischen Anliegen gegenüber den organisatorischen und leistungsorientierten Forderungen an Gewicht verlieren.

Noch merkwürdiger berührt es, dass Dubied die Empfehlung einer Supervision für den Pfarrer ausgerechnet unter dem Titel „Die Einsamkeit vor Gott“ einführt. Die Einsamkeit ist, wie er öfters schreibt, für jeden Menschen „unüber-

³⁶⁴ A.a.O., S. 138ff.

³⁶⁵ A.a.O., S. 139

³⁶⁶ A.a.O., S. 144ff.

³⁶⁷ A.a.O., S. 146

schreitbar“ und muss den Pfarrer in hohem Mass verpflichten³⁶⁸. Nun warnt Dubied wiederum nur davor, mit einem Regress auf Gott die eigenen Überzeugungssysteme zu schützen vor dem, was sie in Frage stellt. Dazu schärft er noch einmal den Unterschied zwischen einem sich objektiv abstützenden Fürwahrhalten und einem mitten in den Bedrängnissen geschenkten Glauben ein.³⁶⁹ Dann aber schreibt er: „Beruflich gesehen kann der Pfarrer sein Vertrauen in das Leben und seine Öffnung für die Möglichkeiten und das Unwägbarere dadurch manifestieren, dass er sich auf ständiges Lernen einlässt, etwa indem er sich einer Form von Supervision unterzieht.“³⁷⁰ Gerade wenn man sich auf die Argumentation Dubieds einlässt, brechen hier Fragen auf, die noch einmal zeigen, wie folgenswer es für die Praxis ist, wenn das Wort nicht mehr als „leibhaftig“ vorgegeben geglaubt wird, weil die Gnade Gottes in einem reinen Beziehungsgeschehen gesucht wird. Wenn die Supervision das Modell ist, sein Vertrauen zu Gott zu zeigen, wird wie selbstverständlich vorausgesetzt, dass die wechselnden Methoden dieser Supervision ein unbedingtes Vertrauen wert sind, und dass der Supervisor im Auftrag Gottes handelt. So wie Dubied sie einführt, erinnert die Supervision an die römisch-katholischen und an die pietistischen Modelle der Seelenführung und weckt die kritischen Vorbehalte der Reformation und des liberalen Denkens gegen alle Formen von menschlich angemessener religiöser Autorität.³⁷¹ Auch in den knappen Formulierungen Dubieds ist diese Reserve spürbar. Er unternimmt aber keinen Versuch, die aufbrechenden Fragen zu klären und die entsprechenden Einsichten in ordnungspolitische Forderungen weiterzuführen. Seine Aussagen sind so knapp gehalten, dass sie nur eben ein Unbehagen signalisieren und nicht gestaltend ins Leben greifen.

Man kann am Schluss antithetisch pointieren, dass sich diese Unsicherheiten im Hinblick auf die Sozialgestalten des Glaubens daraus ergeben, dass Dubied das Wort in der Persönlichkeit und nicht die Persönlichkeit im Wort gehalten sieht³⁷². Trotz vieler Gemeinsamkeiten stellt Isolde Karle in ihrer berufssoziologischen Darstellung des Pfarramtes diesbezüglich eine fast gegenteilige Sicht heraus. Die Persönlichkeit, betont sie antiromantisch, wächst nicht von innen nach aussen, sondern von aussen nach innen. Die persönliche Identität, auch diejenige des Pfarrers, reift und wächst nicht aus der Einsamkeit einer Existenz, die auf alle äusseren Stützen verzichtet, sondern im Rahmen einer Tradition, die in Liturgie, Verkündigung, Pädagogik und Seelsorge die religiöse Komplexität so weit

³⁶⁸ A.a.O., S. 113.75.183

³⁶⁹ A.a.O., S. 154

³⁷⁰ A.a.O.

³⁷¹ Vgl. u. Teil 2.6, ... und die Person des Pfarrers

³⁷² Vgl. die Formulierung S. 178: Der Glaube drängt zum Wort und ist ohne das Wort nicht „denkbar und sagbar“ – er geht aber dem Wort voraus und findet in ihm eher seinen Ausdruck als seinen Ursprung.

reduziert, dass ein Mensch darin die Nahrung und den Halt für sein geistiges und geistliches Leben finden kann.³⁷³

³⁷³ Der Pfarrberuf als Profession, S. 212ff.